

(Nachdruck verboten.)

## 3) Auswanderer.

Novelle von Charles Foley. Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(Schluß.)

Er erhob sich, und den Finger auf den Mund haltend, erreichte er mit Wolfschritten, mit geheimnisvoller Vorsicht, die die junge Frau und ihr Kind erschreckte, das Vorzimmer, wo er vor der verriegelten Thür sich niederbückte und lange Zeit den Unbekannten auszuwittern versuchte, der sich hinter ihr verbarg. Trotz seiner Furcht packte ihn eine Wut, daß er es nicht wußte; und er hatte die Unklugheit, sehen wie ein Dieb, die Sicherheitskette hin- und herzuschieben. Das Herz fiel ihm in die Hosen; er erkannte seine Tochter. Das Klirren der Kette verriet ihn; die Klingel ertönte von neuem, wild und wütend, und erfüllte die ganze Wohnung mit zornigem Gebimmel.

Erschrocken kehrte Pinchaud in das Wohnzimmer zurück; hier befahl er der Frau mit so unklarer und matter Bewegung, in das Fremdenzimmer zu verschwinden, daß sie ihn nicht verstand. Zitternd, als wenn der Nachthand sie aufs neue gepackt, riß das Auswandererweib vor der schrecklichen Vision, sie könnte in den Schmutz vom vorigen Tag wieder zurücksinken, die Augen auf und sah ihn an; sie verriet, daß ihr Leben wieder einmal diesem bebenden alten Manne auf Gnade und Ungnade anheimgegeben war.

Von dem unaufrichtigen Klingeln außer sich gebracht, stieß Herr Pinchaud alle beide in das Nebenzimmer und kehrte wieder zurück, um die beiden verdächtigen Bedeckte fortzunehmen. Doch seine steifen Hände konnten wie in den bösen Träumen die Gegenstände nicht mehr halten. Als er die Teller fortgenommen, vergaß er die Gläser, dann die Gabeln, dann alles. Er trippelte in der Angst eines Menschen umher, der eben getötet hat, der sich in einer höchsten Willensanstrengung das Gehirn zermartert, um vernünftig und ruhig zu bleiben, der an alles denken, jede Spur seines Verbrechens auslöschen will, dabei aber fühlt, wie sein Verstand in schrecklicher Angst untergeht und versinkt. Dieses Klingeln machte ihn verrückt. Er wollte seine Tochter in sein Zimmer führen, ohne das Wohnzimmer zu berühren. Und da ihm plötzlich der Gedanke kam, ein so langes Warten könnte den Verdacht bestätigen, so stürzte er nach der Eingangsthür und öffnete.

Sie stand kaum offen, als Madame Garpiot stink und hastig hereinhuschte; jedenfalls fürchtete sie, ihr Vater könne sich anders befinden und die Thür rasch wieder schließen. Obwohl er erwartete, sich ihr gegenüber zu sehen, so war er doch so bestürzt, als sie ihm an der Nase vorbeischnitt, ohne weiteres nach der Thür des Speisezimmers ging und hineintrat, daß er kein Wort fand, um sie zurück zu halten. Schon steif und streng, wurde sie angesichts der zerstreut umherstehenden Schüsseln und Flaschen noch strenger und steifer. Beim Anblick des geöffneten Mapiers bekam sie ein nervöses Zucken. Nun raffte sie gehässig ihre Röcke zusammen, hielt die Ellenbogen an den Körper, als wenn die Brotkrumen auf ihrem Kleide oder die Verührung des Tischluches sie beschmutzt hätten und fragte trocken mit jener farblosen und eisigen Stimme, in der nie eine Spur von Herz lag:

„Wo empfängst Du mich denn hier?“

„Nun, in meinem Zimmer,“ stotterte er.

Sie ging auf den Fußspitzen, mit großen Sägen vor ihm her, wie eine Frau, die über Schmutzspitzen springt. Auf der Schwelle wandte sie sich um und fragte im Tone beleidigenden Zweifels:

„Es ist doch wenigstens niemand da?“

Diese Vermutung machte Pinchaud vollends verwirrt, und er vergaß darüber, das Licht mitzunehmen. Sie erinnerte ihn in hartem Tone daran.

„Woran denkst Du denn? Nimm die Lampe.“

Während er sie auf den Kamin seines Zimmers stellte, schloß sie die Thür, kehrte zu ihm zurück und hielt ihm unter dem scharfen Licht der Lampe eine Depesche unter die Augen.

„Nies das, dann brauche ich Dir nicht zu sagen, warum ich komme.“

Unfähig zu lesen, buchstabierte Pinchaud mit zitternder Stimme:

„Ihr Vater hat zu Hause ein Frauenzimmer.“

Therese.“

Seine Augen sahen nicht mehr, die Stimme versagte ihm, seine Brust hob sich, sein Hals schwoh an, während sie ihn mit ihrem blaßgrauen Gesicht scharf beobachtete.

Nach einer längeren Pause fragte sie mit einer Stimme, bei der es ihm kalt über den Rücken lief:

„Ist das alles, was Du zu sagen hast?“

Sie starrte ihn mit ihren Viperaugen an, und er hatte die plötzliche Empfindung, daß seine Tochter und er sich nie gekannt hatten, sich nie kennen würden. Wozu ihr auch erklären, da sie ihm ja doch nicht glauben würde? Doch selbst dieses stolze Schweigen ging über seine Kräfte, und von ihren beiden metallenen Augen geängstigt, stotterte er, um nur etwas zu sagen:

„Erstens ist es nicht wahr... Es ist eine arme, kleine, unglückliche Frau... Jawohl, unglücklich, unglücklich.“ — dann wurde er bei den Erinnerungen an den gestrigen Abend lebhafter: „Ach, wenn Du sie wie ich gestern abend, in dieser menschlichen Herde, ganz entsetzt und verloren, gesehen hättest! ... Es hätte Dich eben so wie mich gerührt! Denke Dir nur, Du wärest ohne einen Pfennig, vor Hunger, Kälte und Ermüdung sterbend, in der Nacht, in einem den Schrecken des Winters ausgefetzten Bahnhof, ohne die Sprache zu kennen, die man um Dich herum spricht, von schrecklichen, wüsten Männern von den Dafen zurückgeschenkt, und von den Bänken verjagt!“

Sie hörte ihn nicht einmal aufmerksam an, und alle seine Worte fielen in taube Ohren. Sie bemerkte nur an diesem weinerlichen Geschwätz eine fortschreitende Geisteschwäche, dann machte sie, ärgerlich darüber, sie könne ihre Zeit verlieren, seiner Zeremonie ein Ende, indem sie fragte:

„Was ist denn das eigentlich für ein Weib?“

Bei diesem plötzlichen Angriff begann er wieder zu stottern:

„Ja, ich... ich weiß nicht... ich habe sie gestern zum erstenmale getroffen!“

Sie waffnete sich mit Geduld und dachte:

„Er weiß nicht mehr, was er spricht... Das wird lange dauern!“

Und wie man es mit zerstreuten kleinen Kindern macht, begann sie zu fragen:

„Na, wo warst Du denn zuerst gestern abend?“

„Ich war in der Oper.“

Sie war verärgert, begriff ihn überhaupt nicht mehr und hielt ihn für verrückt. Pinchaud senkte den Kopf und schämte sich dieses ersten Fehltrittes. Sie gemeisterte schnell ihre Verstärkung und fuhr fort:

„Und was hast Du in der Oper getan?“

„Ich habe mir die Musik angehört.“

Sie wurde ärgerlich:

„Aber während der Zwischenakte?“

Er senkte den Kopf noch tiefer und versetzte mit dumpferer Stimme:

„Während des letzten Zwischenaktes habe ich... zwei Kelche Champagner getrunken.“

Sie unterdrückte ein neues Zittern; dann aber merkte sie, daß sie auf der richtigen Spur war, trieb ihn hastiger an und wollte ihm keine Zeit lassen, sich zu fassen und zu lügen.

„Und als Du heraustrast, hat diese Frau Dich auf der Straße angeprochen?“

Er protestierte lebhaft.

„Nein, sie nicht, ich bin auf sie zugegangen... Und nicht auf der Straße, sondern auf dem Bahnhof Saint-Lazare im Wartesaal...“

Madame Garpiot stieß zwischen ihren zusammengeklickten Zähnen ein Hohngelächter aus:

„Das ist ja schön! und ohne sie weiter zu kennen, hast Du sie nach Hause mitgenommen?“

Er nickte mit dem Kopfe „ja“, und nun rief sie aus:

„Das ist ja unglaublich!“  
Binchaud erkannte, daß jedes ungeschickt gesprochene Wort den Verdacht verschärfte und daß sich seine Tochter ihre Ueberzeugung unwiderrüflich gebildet hatte.

Er fühlte sich matt, zererschlagen, kraftlos und sagte in kläglichem Tone:

„Es ist nicht so, wie Du vermutest. Ich schwöre es Dir, es war Mitleid, reines Mitleid . . . Sie sahen so blaß aus . . . Das Herz hat sich mir im Leibe umgedreht . . . sowohl wegen des Kleinen, als auch wegen der Frau . . . Sie hat mir nichts gesagt und auch nichts gethan, das arme Geschöpf . . . es war Mitleid, nichts als Mitleid!“

Sie zeigte ein eisiges Lächeln . . .

„Das erzähle anderen! Du hältst mich noch für sehr jung, mein armer Vater. Sage mir, daß Du zuviel Champagner getrunken hättest und betrunken warst, das ist die beste Entschuldigung.“

Er zeigte eine letzte Aufwallung der Empörung.

„Nein, nein, ich war vollständig bei Verstand . . . Ich hatte eine Menge sehr klarer Ideen über die Leute, über das Leben, über alles . . . Eine Menge sehr schöner Ideen, auf die ich mich leider jetzt nicht mehr besinne . . . Ich fühlte mich als ein ganz anderer Mensch, ein anderer, besserer Mensch.“

Sie schnitt ihm sofort das Wort ab:

„Wo ist diese Frau?“

Er wurde verwirrt und wagte nicht, zu antworten, während Madame Harpiot ärgerlich rief:

„Du wirst doch nicht die Unverschämtheit haben, mir zu sagen, sie wäre fort? Ich habe Euch wohl nicht lachen und singen und einen unerhörten Lärm machen hören? Und die Bedede, die Flaschen! Na, sag' mir, wo hast Du sie versteckt? wohl im Fremdenzimmer?“

Er hatte Angst vor dem Keinen Licht, das in diesen Pupillen zuckte, und die jetzt von tiefem Groll verchleierte wurden. Wenn er log, so würde sie die Wohnung durchsuchen und dadurch noch wütender werden.

Er gestand.

„Ja, sie ist in dem Fremdenzimmer.“

„Gut,“ versetzte Madame Harpiot und zog die Handschuhe aus, als wenn sie sich zum Kampfe rüstete.

Binchaud wurde ganz entsetzt und stotterte:

„Laß sie in Ruhe; ich bin hier in meinem Hause. . . . Du sollst sie in Ruhe lassen. . . .“

Er versuchte, zornig zu werden und sie zu beherrschen; doch seine miedrige Stimme, seine zitterigen Finger verrieten seine ganze Seelenschwäche. Sie zuckte verächtlich die Achseln, während er stehete:

„Was willst Du denn thun? Sage es mir . . . Ich habe das Recht, es zu wissen! . . . Ich habe das Recht dazu!“

Sie rollte ihre Handschuhe zusammen, steckte sie fein säuberlich in die Tasche, nahm die Lampe und ging nach der Schwelle.

„Erwarte mich, beruhige Dich nicht, es wird nicht lange dauern!“

Er erhob sich und lief ihr schnell nach:

„Thue ihnen nichts zu Leide. Ich will nicht, daß Du ihnen etwas zu Leide thust.“

Sie schlug ihm die Thür fast vor der Nase zu und drehte den Schlüssel um. Und ohne auf die Idee zu kommen, durch das Vorzimmer zu gehen, sank er von diesem kindlichen Widerstande wie gebrochen auf einen Stuhl am Fenster zusammen. Zu diesem kalten und schwarzen Zimmer, das einzig und allein der unheimliche Reflex des Schnees beleuchtete, verberg er sein dideß Gesicht in den Händen und gebrauchte den ganzen, ihm noch bleibenden Rest von Intelligenz, um auf den Lärm zu lauschen, den seine Tochter anrichten würde.

Doch er hörte nichts, und nun stellte er sich in dem Schatten des Zimmers die kurze und tragische Scene vor. . . .

Starr und unbeweglich zeigte Madame Harpiot den Auswanderern mit so gebieterischer Hand die Thür, daß die junge Frau, ohne auch nur zu fragen, mit welchem Recht die Unbekannte sie verjagte, ihre paar Lumpen zusammenraffte und sich hinausstoßen ließ. Vielleicht verberg sie auch unter ihrem blaffen und vom Leiden verzerrten Gesicht einen verletzten, noch blutenden Stolz. Vielleicht ging sie auch, wie sie gekommen war, schweigend, ohne sich zu beklagen, ohne ihn zu rufen, ohne auch nur die Hände zu ringen, weil sie fürchtete,

sein Leben zu trüben, weil sie fürchtete, ihn mit einer selbst nur kleinen Unannehmlichkeit das unendliche Mitleid, das klägliche, klüchtige und erbärmliche Mitleid einer einzigen Nacht bezahlen zu lassen, die sie unter seinem Dache zugebracht!

Und durch die festverschlossene Thür glaubte er sie, blaß vor Angst, vorübergehen zu sehen, wie sie ihm einen kausen Blick des Vorwurfs zuwarf; er glaubte auch, ein Schluchzen des Kleinen zu hören, das die Mutter unter ihrem zu dünnen Chawol erstücte. Dann knirschte das Schloß, die Diele krachte, und seelenruhig stand seine Tochter wieder vor ihm.

„Es ist geschehen,“ sagte sie.

„Was, was hast Du gethan?“

Er sah so entsetzt aus, daß sie in ihr kaltes Lachen ausbrach.

„Ich habe sie nicht erwürgt, beruhige Dich nur!“

Nun, da die Arbeit gethan war, zog sie ihre Handschuhe aus der Tasche und entfaltete sie.

„Wo sind sie?“

Sie zog einen Handschuh an, dann den andern, steckte die Finger langsam hinein und sagte ruhig:

„Ich brauchte Ihnen nur die Thür zu zeigen; sie haben sofort verstanden; sie müssen an solche Kleinigkeiten wohl gewöhnt sein . . . Wie weggefegt!“

Dabei knöpfte sie sich die Handschuhe zu.

Binchaud schaute auf, schob den Vorhang des Fensters beiseite und blickte eifrig auf die einsame Straße. Die schwarze Schatten auf der ungeheuren weißen Fläche der Schneeebenen schritten zwei arme, kränkliche Gestalten, gebengt und schlotternd, im grausamen Winde dahin. Die Frau, welche suchte, wohin sie gehen sollte und nichts fand, blieb zögernd stehen und drehte sich in höchster Verzweiflung unwillkürlich um sich selbst, während der Kleine erschreckt sich an sie schmiegte.

Binchaud fühlte, wie ihre ganze Seele in ihrer furchtbaren Angst brach und unterging. Er sah, er sah deutlich in dem Entsetzen dieser Sturmnacht den verzweifelten Blick, den Todesblick des blaffen Auswandererweibes sich der endlosen, kahlen Landschaft zuwenden, denn sie zog zweifellos diese Einsamkeit und diese Totenstille den Lichtern der großen Seinestadt, der Zusucht wilder, grausamer Menschen, vor. Und dieser Anblick war so herzerreißend, daß es ihm vorkam, als hätte ihm seine Tochter eben sein Herz geraubt und drücke und breche es in ihren Fingern, um die letzten Thränen herauszupressen. Er schloß die Augen unter diesem heftigen Schmerz, und als er sie wieder öffnete, sah Binchaud nichts weiter, als Schnee und wieder Schnee; die junge Frau und das Kind waren auf immer geschieden; der Wind hatte sie entführt, weggetrieben und fortgeweht, wie einen Haufen toter Blätter . . .

Der alte Mann ließ den Vorhang zurücksinken und, den Kopf in den Händen verbergend, schluchzte er lange und tief.

Madame Harpiot betrachtete ihn, fast stolz auf ihr Werk; sie kam sich wie ein Chirurg vor, der taub gegen das Geschrei, blind gegen die Thränen, seine Schnitte in dem lebendigen Fleisch vornimmt, um das Geschwür zu entfernen. Als die Operation beendet war, beugte sie sich zu Binchaud, gab ihm einen kleinen Klapps auf die Wange und flüsterte ihm ermutigend zu:

„Du siehst, es ist ganz gut gegangen, es konnte gar nicht besser gehen. Wie auf Käbern ist es gegangen. Jetzt, da die Sache vorüber ist, darfst Du nicht weiter verzweifeln.“

Er schluchzte immer weiter, in der gräßlichen Verzweiflung eines alten Kindes, und stotterte wieder zwischen dem Aufschluchzen des Schmerzes, hartnäckig und eigenjünnig:

„Ach, Du weißt ja nicht . . . Du wirst es niemals wissen . . . Aber das Mitleid ist doch etwas Schönes, etwas Erhabenes. Nur einen Augenblick hat es mich gestreift, und es war, als wenn der ganze Himmel mir ins Herz dränge! Ich wollte ein einziges Mal vor meinem Tode gut sein, ein einziges Mal gut sein, gut sein bis zum Ende . . . Doch ich habe es nicht gekonnt, ich habe nicht die Kraft gehabt . . . Ich bin zu alt, zu verbraucht, und zu feige, sowohl, zu feige!“

Doch ihrer Sache sicher, wiederholte ihm Madame Harpiot mit ihrem grauen Lächeln und ihrer Stimme, bei der ihm ein Schauer über die Haut lief:

„Aber nicht doch, nicht doch, Papa, suche doch nicht so weit . . . gestehe ganz einfach, Du warst beschwibst!“

### Sonntagsplauderei.

Sei lustig, Narr, von einer schäumenden Säkularlustigkeit. Halte 'ne Rede, erbautlich-verrückt, wie Du's verstehst! — Der hohe Bundesrat hat befohlen, daß das neue Jahrhundert an diesem Silvester präzis 12 Uhr vom Stapel läuft — zu dieser Zeitwende auf Befehl erfinde die Taufrede, Narr, stehend am brausenden Meere der Zeit; Kinder, seidem mein Nefse Mitglied des Flottenvereins geworden, — die Markt-Einstandsgeld hat er mir abgepumpt — rede ich mir noch mariniert —

Und das nennt sich konstitutionelles Zeitalter. Ja! lobe mir den Absolutismus. Ist es dem Gottes-Gnaden-Kürsten, der vor 100 Jahren unsere Ahnen weise regierte, wohl eingefallen, zu verfügen, daß das 19. Jahrhundert in dem und dem Augenblicke anzufangen habe, widrigensfalls man es polizeilich werde vorsehen lassen? Heute kommandiert der Bundesrat selbst die Chronologie. Wenn man noch wenigstens eine Vorlage über den richtigen Jahrhundertanfang an den Reichstag gebracht und einen Mehrheitsbeschluß herbeigeführt hätte — das wäre noch eine fidele Silvesterdebatte geworden. Aber so! O Brüder und Bürger, ich erlaube mir soeben eine fürchterliche Entdeckung zu machen: Unsere Jahrhundertfeier ist — ver-sa-s-s-u-n-g-s-w-i-d-r-i-g. Was denkst Du darüber, Narr? —

Alles Schwindel. Dieser unerhöchliche Drei der historischen Müd- und Ausblicke — blöder Humbug! Es ändert sich nichts, es trägt nichts, es schmeißt sich nichts ab. Die alte Postle geht ruhig weiter. Das Ganze ist nur ein Vorwand für erhöhte Alkoholisierung und einen Extrareichthum des Postschweiden, der 52 Millionen Kunstfeindlichen Postkarten auf einen Sieb absetzt. Stumpfsinniger Zahlen-Aberration, nichts weiter! Man bezahlte im neuen Jahrhundert die Schulden, die man im alten gemacht, oder vernünftiger auch nicht. Aber es ist immerhin bezeichnend für unsere Zeit: dieser fanatische Kultus der — Null. Die gewichtigsten Achten, Sechsen, Neunen interessieren uns gar nicht, aber wenn so eine Null anrückt oder gar zwei nebeneinander, dann schlagen wir die Hände vor Verwunderung zusammen, stammeln, beten an. Meine Herren, diese Silvestermacht ist ein Symbol für die Herrschaft der aufgeblassenen Null. Ein Vereat den Nullen — das sei die Losung Deiner verrückten, im Jahrhundertfieber phantasierenden Weiserrede, Narr! —

So schwatze die beim Rinsch verammelte Silvestergesellschaft durcheinander, lauter ernsthafte Leute, die sich vergebens bemühten, sich eine dem Jahrhundertwechsel angemessene Ausgelassenheit einzureden und anzutrinken. Sie blieben auch in dem leisen Rausch, den sie sich allmählich anzuweigen verstanden hatten, nüchterne Bursten, und der große Augenblick, da das 19. Jahrhundert die Thür hinter sich zuschlagen sollte, brachte in ihnen keine stärkere Ergriffenheit, kein voller strömendes Erfüllungsein hervor; der Weltgeist begnadete die Feiernden mit keinem Hauch seines Wesens. Aber sie gaben sich auch keine sonderliche Mühe, aus ihrer trägen Haut herauszuschöpfen und leichtere Gittige zu ent-fallen; denn sie wußten unter sich das kleine, ewig zrimassierende Männchen, das von tollen Einfällen überspradelt und ein Meister war in blödsinnigen Bier-, Rinsch- und Sektreden. Auf dieses Männchen, das sich nicht ohne Eitelkeit einen Narren nannte, verliehen sie sich ganz und gar. Es würde schon die nötige Feier-lamme finden und den weltgeschichtlichen Mitternachtsaugenblick mit einer geziemend verdrehten Rede würdigen. Man begnügte sich, ihn mit Anregungen für seine Rede zu überschütten und überließ ihm vertrauensvoll die Ausführung. Und als ihn kurz vor Mitternacht einer der trübseligen künstlich verwilderten Zechgenossen gebieterisch aufforderte, er müsse einen so spaßhaften Trinkspruch ausbringen, daß man ins zwanzigste Jahrhundert hinüberlachte, ohne den kritischen Moment der Ablösung gewahr zu werden, ließ sich der Narr nicht länger bitten, er erhob das Glas und er begann mit seiner dünnen, leicht überschäumenden Stimme:

Vielteure Zeugen, Gömmer und Förderer dieser Ewigkeits-katastrophe, da wir das 19. Jahrhundert verlieren und das 20. er-blicken, dessen Amtausch vor weiteren 100 Jahren nicht gestattet ist, ob es uns auch noch so wenig passen mag . . .

Die Gesellschaft erhob ein kleines Gelächter, um den Witz des Narren zu ermuntern. Der aber, der den ganzen Abend nichts ge-trunken, lächelte spöttisch über die lallenden Gesellen, seine Züge reinigten sich zu feierlicher Würde, seine bremenden Augen verloren sich ins Weite, und er begann leise weiter zu reden, als ob er mit sich selbst in tiefer Einsamkeit Zwiesprach hielte:

Es ist ein thörichtes Spotten über die Andacht vor der Zahl, die in dem Wechsel zweier Jahrhunderte ein Mysterium glaubt. Nur feiern wir freilich das heilige Fest der Zahl als Preisler und Schänder. Nicht in den Dünsten berausender Gifte, nicht in der leer lärmenden Festseligkeit einer gewaltigen Zangsvergnügteit, nicht in dem Pomp stitternder Maskeraden, in der sich die verleideten Puppen Helben einer erhabenen Weltmission dünken, nicht in scham-losem Gelächter und vertäppelten Späßen sollen wir die Gedenkfeier der Zeit begehen, sondern hinaus sollten wir wandern in die einsame Nacht, auf freies weites Feld, unter der zugleich bergehenden und befreienden Wucht des gestirnten Himmels. Dann würden wir wieder tief verstehen, was der alte Weisheitspruch bedeutete, daß die Zahl das Wesen aller Dinge sei. Das Gefühl der Ewigkeit, des Endlos-Regenden, der schlummerlosen Bewegung käme über uns. Alles Kleine, Niedrige, Schmutzige siele von uns ab, und wir würden unserer promethischen Natur und Aufgabe innig bewußt, daß der Mensch aus eigener Kraft nach freiem Entwurf sich seine Welt zu zimmern habe.

Die Zeit selbst tritt an diesen Festtagen der runden Zahl, die weite Spannen gliedert, mahnend an uns heran, sie beschwört in schimmernden geheimnisvollen Nebeln einen Schatten und eine Ahnung des Unendlichen. Anlagend läßt sie uns die ver-gendete Vergangenheit schauen und zeigt uns die Sühne in der Arbeit für die Zukunft. Das ist die Todssünde, das ist die Erbsünde der Menschheit, daß sie wider die heilige Zeit frevelt, und statt sie auszufüllen mit schaffender Kultur, Sünden, Töge, Jahre, Jahrhunderte fortgießt wie unreines Wasser. Raumbeln wir nicht ohne Unterlaß in denselben faulenden Thorheiten! Beugen wir nicht die Vernunft unter das Joch verbrecherischen Aberglaubens! Lassen wir nicht die Menschen in sinnlosen Leiden verkommen! Schänden wir nicht das Leben, und begraben die weise Erkenntnis lebendig unter einen Schlammhügel von Wahn und Vorurteilen! Sind nicht all die schämlichen und nährenden Erregungsakten unserer Arbeit nur wie blasse Zerlicher über einen unergründlichen Sumpf! Und alles dies, weil wir die Zeit totschlagen, statt sie zu erfüllen.

Rechnen wir einmal, unter dem Sternenhimmel dieser Säkular-Silvesterfeier, wie viele Zeit die Menschheit wohl gebraucht hätte, um alles, was wir jetzt an Kultur besitzen, an Schöpfungen der Wissen-schaft und Kunst, an humanen, vernünftigen Einrichtungen der Gesellschaft zu stunde zu bringen, wenn alle Menschen alle ihre Kräfte seit jeher nur dem Dienste der Kultur gewidmet hätten. Gewiß, nicht in den sechs Tagen, in denen der mosaische Gott die Welt zimmerte, hätte menschliche Arbeit den heutigen Bestand von Kulturwerten zu schaffen vermocht. Aber in fünf Jahrhunderten hätte man reichlich alles leisten können, was sich die Menschheit in den vielen Jahrtausenden der thaischlichen Geschichte erworben. Mehr ernste, schöpferische, dauernde Arbeitsleistung steckt nicht in all' unserer Habe. Wir aber haben die Zeit mißbraucht, indem wir Verge von nichtigem Tand, von sinnlosen Thorheiten und verbrecherischer Barbarei häuften, und wir bedürfen längere Zeit, um uns all' des aufgetürmten Unrats zu entledigen, als dazu gehört das Fruchtbare, Wertvolle zu schaffen. Freilich, wir sind kulturfleißiger geworden, wir gehen sparsamer mit der Zeit um. Und doch haben wir den Abhub aller Jahrhunderte auch in dieser scheidenden Epoche mit uns geschleppt, haben ihn zärtlich gehegt und mit schwindeur Arbeit ihm sein Verheimeln zu bewahren gesucht, während wir viele Zeit ungenutzt verimein liegen, die dem Neuen, Lebendigen, Schöpferischen hätte gehören sollen. Wenn wir uns heute gaulend ausmalen, was alles uns der Menschengeist im zwanzigsten Jahrhundert spenden mag, veressen wir darüber nicht, was wir an übernommenem Blunder und trägem Ballast beseitigen sollten. Entsagen wir der Erbschaft des walten Erdbelkams, auf daß wir alle Kraft dem Jungen, dem M e n s c h l i c h e n weihen können. Feiern wir dieses Fest der Zeit, indem wir geloben, die Zeit zu heiligen.

Niemand von uns hat das vorige Jahrhundert gesehen, niemand wird das Jahr 2000 erleben. Fühlt ihr nicht die verzehrende Seh-nsucht nach den Wundern der Zukunft, die wir nicht schauen dürfen? Es ist, als ob wir beim vollen Wecker verdursten müssen, weil eine Lähmung den Körper überfallen. Wir schauen am Horizont den reichen Entewagen, und wir sterben vor Hunger, ehe er in das Thor ein-fährt, mit seiner Ueberfülle.

Gleichwohl, es giebt ein Mittel, unsere Sehnsucht zu sättigen, wenn wir nur ehrlich streben, die Zeit zu erfüllen. Wir werden das Jahr 2000 erleben, sobald wir wollen, sobald wir den Inhalt eines Jahrhunderts zusammendrängen, indem wir nur der freien Vernunft und der reinen Menschlichkeit dienen.

Trinken wir das Glas auf das Silvester 2000, daß wir es gemeinsam feiern. Trinken wir auf das Wohl des 21. Jahr-hunderts, daß es janzend anhebe in der Mitternacht des 31. De-zenber — — — 1909 . . .

Steiner der Zechgenossen stimmte in den Ruf ein, wie keiner während der Predigt Anlaß zu einem geistlichen Lachen gefunden hatte. Sie waren alle entschümmert und die Köpfe hingen an den Stuhlkehnen wie welcke Blüten.

Der Narr aber blidte eigen: „Ich wünsche ein glückseliges neues Jahrhundert,“ rief er leise. Damit verlieh er still das heiße Zimmer und die schlafenden Gefährten. —  
Joc.

### Kleines Feuilleton.

— Id. **Bauschgeschichten.** „Na, meine Knallschote hatte id ja nu weg. Und et hätte mir ja ooch nich weiter jekränkt, wenn id je verdient hätte und nich jvade der Jeschäftsführer der Austeiler jewesen wäre.“ erzählte der alte Konditor, den stels alle aufmerksam zuhörten. „Aber den konnten wir alle miteinander nich verkaufen. Die Jesellen nich und ooch nich wir Stifte. Er dhat immer, wie wenn er nich zu uns jehörte; und denn wußten wir ooch, det er dem Alten insfilsterte, wir jingen mang die Eierliste und im Butterfab. Und det hatten wir ja janzich nötig . . . Also dachte id mir, nu haste mit de Knallschote Dein Maß vollgeschöpft, et wird sich schon 'ne Gelegenheit finden, wo id't Dir üvern stopp stülpe. Und richtig, et war so in de Zeit nach de Feiertage, wo immer nich vills zu dhun ist — id weech nicht, war't im Januar oder war't im März — na, et war eben kalt, und der zweite Ofen war nich im Gange. Da sehe id, wie sich mein Kujon wieder 'n Palet Butter zurecht macht und et in 'n Ofen versteckt. Id hätte ja nich

jesehn — aber de Knallshotel! . . . Uff'n Abend merke ich uff, wie er dat Dings raus ergedieren wird. Wir moßten uns immer, daß er mit'n Wickstopp jing. Aber nanu merkte ich ja wozu. Schwuppdiß, hatte er die Wulter drin. Nu war id schon vorher beim Meester jeweien und hatte ihm jesagt, det sich der Geschäftsführer wat beiseite jelejt hatte. Id solle ihm man sagen, wenn der Geschäftsführer jeh, wo der det Paket hinstedt. Id dem ooch sidfad hinter dem ruff und fasse mir an'n stopp. Der Meester versteht det ooch und fragt den Geschäftsführer, ob er nich noch'n bisten Zeit hätte; denn könnten se ja noch 'ne Tasse Kaffee drinken. Der Geschäftsführer sieht schon an de Dhiere und macht seinen militärischen Gruß — den Hut nahm er nie ab; er dhat stets, wie wenn er noch de Plenpe an de Seite hätte. Aber als ihn nu der Meester so freindlich inladte, konnte er doch nich abschlagen nu setzt sich nu mit hin. Der Meester hatte sich den Dißch dicht an'n Ofen jerdikt un id sah nu zu, wat daraus wird; id machte mir hintern Ladendisch wat zu schaffen.

Mein Klujon behält denn noch de Angströhre uff — mit eenmal fängt er an zu schwigen. Ganz langsam un die läuft ihm wat über't Jesichte.

„Na, nehnt' Se doch 'n Eylinder ab, wenn't Jhuen zu warm is,“ meent der Meester ganz jemeitlich.

Id kann mir kaum vor Lachen halten hintern Ladendisch und beise in meine Schürze. Der Geschäftsführer rüdt nu so weit als möglich vom Ofen weg, wischt mit seinem Taschentuch und wischt — der Schweiß läuft immer döller. Et sei ihm nich zu heiß, sagt er.

„Ha'm Se denn wat Cilijet zu besorgen?“ fragt der Meester.

„H wo! H wo!“ antwortete der Geschäftsführer und bleibt immer noch mit 'n Hut sitzen. Und er schwigt und schwigt — na, bis ihm denn der Alte sagt, er solle man den Hut abnehmen; soviel Zeit könne keen Mensch ausschwigen.

Ja, die Knallshotel hat der sich jemerkt!

Der Maler, der dem Konditor gegenüber saß, wollte nun auch eine Geschichte erzählen.

Mein Meester wollte durchaus, det id seine Arbeetsliste mit-schleppe. Na, und det is 'ne Tour, von de Ritterstraße nach Moabit. Id sage also, det jehet nich, dazu wäre id zu schwach. Id wäre doch man eben erst aus de Schule jekommen. Wenn id noch lange quasselte, krieg'te id eens mang de Löffel, meente der Meester. Na, det hätte id nich nötig; zum Padesel lernen wär id nich in de Lehre jekommen. Wuppdiß, holt er ooch schon aus — id aber drunter weg mit „Saboll, Kuchen“ und los mit meinem Kasten. In seinem Kerger schmeißt er mit'n Hut nach mir. Und weil id gerade keenen uff hatte und es rejnete, sage id „danke schön“ und seh mir seine Kiepe uff. Er schimpft denn höll'ich hinter mir her. Id ziehe aber ganz verjueßt los — et dauert denn ooch jarnich lange, kommt mein Meester ooch in Moabit an. Der Rejen muß 'n aber woll for immer ganz jehöbrig den nackten stopp abjeklüht ha'm — er hat mir nich mehr 'n Hut jeschmissen.

Na, mit dem Geschäftsführer hatte id noch mal 'n lustigen Jedd, sing jehet wieder der Konditor an. „Er trietzte mir wieder schenlich und det mußte id ihm doch nu abjeweöhnen. Man konnte ja von ihm wat lernen, er verstand seine Arbeit; aber diese eckel-haste Triezerei! . . . Also, id merkte, wie er for seine Brant immer alten Pfeffertuchen instedt. Da kramte id mal die Zonne aus und sekte mir 'rin und als er nu kommt und 'rin fahet, halte id seine Hand fest und schreie aus Leibesträften. Und der schreit nu ooch vor Angst — na, wenn id soust noch keene große Schnauze habe, aber da hat id doch lauter jeschrien als er und da hat er injesehn, det er mit mir uff'n juten Fuß steh'n muß, det er mir nich ärgern darf . . .

Aber als Jehilfe hatte id erst mal 'n Jedd. Da war id bei'n alten Junggesellen. Von Oktober an bis Weihnachten hatten wir mit der Festerarbeit zu dhun, immer mit Ueberstunden, meist bloß zwee, drei Stunden Schlaf. De Feiertage waren wir nu riesig froh, det wir mal wieder raus konnten. Und so kommen wir 'n bisten spät nach Hause. Der olle Guietich-michel wollte uns det woll abjeweöhnen und hatte 'ne Leiter vor de Dhiere jestellt, so det se nich uffging. Id rief nu, er solle de Leiter wegnehmen, soust bräde id die Füllung aus. Er dhat, wie wenn er nich hörte — krach hatte id de Füllung raus und da steht er in Unterhosen. Id krauche durch und da denkt er woll, id will ihm auf's Fell und lueft aus, immer in de Unterhosen, raus aus't Fenster, de Straße lang, immer haste wat Kanuse. Id nu immer hinter her, um ihn zurückzuhalten. Aber er hört nich und hört nich. In den nach Hause gehenden Familien faust er vorbei — bis er endlich einen Schutzmann erwischt. Der wollte mir ja nu festnehmen. Aber als id ihn über den Fall uffjeklärt hatte, schickte er uns lachend nach Hause.“

**Litterarisches.**

— Von der Wochenschrift „In Freien Stunden“, die Romane und Erzählungen für das arbeitende Volk bringt (Berlin, Verlag der Expedition der Buchhandlung Vorwärts), liegt uns der zweite Halbjahrsband des dritten Jahrgangs in gutem Einbände (636 Seiten) vor. Ueber die Hälfte des stattlichen Bandes fällt der prächtige Roman „Unter den Dolomiten“ von Konrad Telmann. Josef Damberger in München hat ihn mit einer größeren Anzahl kräftiger Federzeichnungen illustriert, in denen

zumeist das rauhe Gebirgsland der Dolomiten den Hintergrund bildet, und packende Scenen aus dem Leben der Bergbewohner dargestellt sind. Ein kleinerer Roman von Hector Malot, „Ver-geltung“, dann der Roman „Magdalena Dornis“ von Felix Holländer machen den Beschluß. Auch diese beiden Werke sind illustriert. —

**Psychologisches.**

kg. Psychologische Experimente an Natur-völkern. Die ersten Berichte über die kürzlich nach Neu-Guinea und zur Torresstraße gesandte Cambridge-Expedition werden soeben in einer englischen Fachzeitschrift veröffentlicht. Das größte Interesse beanspruchen die psychologischen Untersuchungen, die an einer großen Zahl von Eingeborenen angestellt wurden. Es handelt sich dabei vor allem darum, die Qualität ihrer Sinnes-eindrücke experimentell festzustellen und sie mit den Beobachtungen an europäischen Völkern zu vergleichen. Zunächst wurde das Farbensehen untersucht. 150 Eingeborene von der Torresstraße und Kiwai wurden auf Farbenblindheit hin geprüft, ohne daß ein einziger Fall von Farbenblindheit zu finden war. Bei achtzig Angehörigen anderer Rassen, darunter Australier, Polynesier, Melanesier und Taniis ergab die Prüfung dasselbe Resultat. Eine Ausnahme bildeten nur die Eingeborenen von Eisu, unter denen die Farbenblindheit sehr verbreitet war. Auf 80 Eingeborene der Insel kamen je drei, die an der Rotgrün-Blindheit des gewöhnlichen Typus litten. Diese auffallende Häufigkeit könnte zu der Vermutung Veranlassung geben, daß die Farbenblindheit eine Rasseeigentümlichkeit ist. Um festzustellen, wie weit bei den Eingeborenen der Murray-Insel, von Rabuiag und Kiwai die Farben-vorstellungen entwickelt sind, wurde zunächst der Vorklang dieser Völker einer Untersuchung unterzogen. Es stellte sich heraus, daß bestimmte Worte nur für Rot existierten, die Ausdrücke für Gelb waren schon unbestimmt und noch mehr die für Grün, während für Blau überhaupt ein entsprechendes Wort fehlte, wenn es nicht vom Englischen entlehnt war. In dem Farbevolabular dieser drei und einiger australischen Völker waren noch einige Abstufungen zu finden. Mehrere eingeborene Australier schienen nur Rot, Weiß und Schwarz zu kennen. In Kiwai hatte man für Blau dasselbe Wort wie für Schwarz, während auf Murray Island das englische Wort „blue“ in „bulu-bulu“ abgeändert war und im Rabuiag Blau mit „Seefarbe“ bezeichnet wurde. Hand in Hand mit dieser unvollkommenen Farbeterninologie geht ein Mangel des Sehvermögens für Farben von kurzer Wellenlänge: Rot wurde immer richtig angegeben, während Blau und Grün, ebenso wie Blau und Violet beständig verwechselt wurden. Auch die Experimente über die Entfernung, in der kleine Farbenflecke erkannt wurden, zeigten die Inferiorität der Wilden im Blau-Sehen. Für die Hörproben, die bei den Eingeborenen auf Murray Island vorgenommen wurden, war das beständige Geräusch der See und das Rauschen der Kokospalmen unangenehm. Einige der Eingeborenen hatten ein weit schärferes Gehör als selbst der tonempfindlichste Europäer, während bei der Majorität der Eingeborenen das Gehör weniger entwickelt war. Der Geruchssinn trat nicht stärker hervor. Ruder und Salz waren die vorherrschenden Geschmacksempfindungen, sauer wurde mit dem Geschmack von unreifen Früchten verglichen, während bitter, wofür auch die Sprache kein Wort hatte, nur unbestimmt empfunden wurde. Der Tastsinn schien außerordentlich differenziert. Die Verührungen an zwei verschiedenen Punkten der Haut, die am Daumen, der zweiten Zehe und im Nacken angeführt wurden, wurden immer voneinander unterschieden. Die Unterschiedsempfindlichkeit ist hier viel größer als bei den Weißen. In merkwürdigen Kontrast dazu steht die geringe Schmerzempfindlichkeit, die mit Hilfe des Alometers an Kindern und Erwachsenen durch Druck auf die Haut festgestellt wurde. —

**Humoristisches.**

— Entrüstung. Der Herr Lehrer will etwas an die Tafel schreiben. Da er aber argwöhnt, daß die Jungen hinter seinem Rücken Alkotria treiben, so wendet er sich plötzlich um, bemerkt jedoch, daß die Klasse vollständig ruhig ist. . . . „Heuchlerische Bande!“ —

— Prompt befolgt. A.: „Nun, lieber Freund, wie hast Du in der letzten Nacht geschlafen? Hast Du meinen Rat befolgt und gezählt?“

B.: „Jawohl! Ich habe bis 18 000 gezählt!“

A.: „Und dann bist Du eingeschlafen, wie?“

B.: „Steineswegs, denn da war es bereits Zeit, wieder aufzu- stehen!“ —

**Notizen.**

— Ein Denkmal für Theodor Fontane soll in seiner Vaterstadt Neu-Ruppin errichtet werden. —

— Max Halbes neues Drama „Das tausendjährige Reich“ erzielte bei der Erkaufführung im Münchener Residenz-theater einen lebhaften Beifall. —

— Auch in München werden seit kurzem orientalische Lehrkurse abgehalten. —

— Karl Willöder, der Komponist des „Wetelstudent“, ist in Wien von einem Schlaganfall betroffen worden. Sein Zustand erregt Besorgnis. —